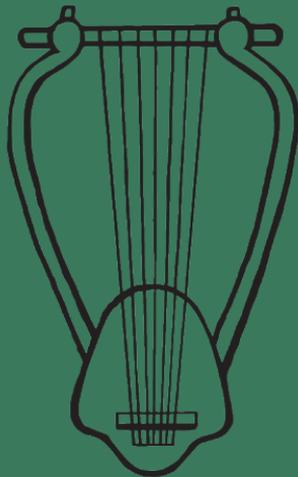


Björn Hayer

Die neuen Schöpfer

Texte zur zeitgenössischen Lyrik



Gans Verlag



Hayer · Die neuen Schöpfer

Essay, Band 3

Björn Hayer

Die neuen Schöpfer

Texte zur zeitgenössischen Lyrik

Gans Verlag

Für Stephanie von Oppen

Inhalt

„Du musst dein Leben ändern“. Ein Vorwort	11
I. Von Vergangenheit und Zukunft	17
Die neuen Schöpfer	19
Melancholie und Möglichkeit	29
In Spuren lesen	35
Das Sonett lebt	45
Die Weihe der Petersilie	49
II. Politische Lyrik	55
Goethe, du alter Chauvi!	57
Das Leben auf der Saite des Todes	65
„Nur was lebt, kann falsch sein“	73
Von Fremden zu Freunden	87
Ein Funke zum Leben	95
Der Wert der Mehrdeutigkeit	103
Lasst die Verrenkungsspielchen!	109

III. Anthropozän und Klima	115
Erhört die Wälder!	117
Wenn die Dinge spuken ...	125
Als das Meer verschwunden war	135
Herbst, erbaue uns!	143
IV. Porträts und Persönliches	153
Die Geburt des Hässlichen	155
Der große Kündler	159
Herzhell leuchten die Toten	165
„Sei der Traum und die Realität“	171
Verwandlungen in Licht	175
Das Geheimnis der Schattenberge	179
Worte und ihre geheimen Wege	185
„Die Seerose blüht am See“	191
Fürchtet nicht die Dämonen!	197
Wandel und Wunder	203
Erhört die Schneeglöckchen!	209
Personenverzeichnis	215

„Du musst dein Leben ändern“. Ein Vorwort

Wir kannten nicht sein unerhörtes Haupt,
darin die Augenäpfel reiften. Aber
sein Torso glüht noch wie ein Kandelaber,
in dem sein Schauen, nur zurückgeschraubt,

sich hält und glänzt. Sonst könnte nicht der Bug
der Brust dich blenden, und im leisen Drehen
der Lenden könnte nicht ein Lächeln gehen
zu jener Mitte, die die Zeugung trug.

Sonst stünde dieser Stein entstellt und kurz
unter der Schultern durchsichtigem Sturz
und flimmerte nicht so wie Raubtierfelle;
und bräche nicht aus allen seinen Rändern
aus wie ein Stern: denn da ist keine Stelle,
die dich nicht sieht. Du musst dein Leben ändern.

Als ich zum ersten Mal Rainer Maria Rilkes „Archaï-
scher Torso Apollos“ las, empfand ich eine rätselhaf-
te Spannung in mir: Ich war voller Faszination und

konnte zugleich nicht erklären, was mich so sehr erfasste. Ich wollte verstehen und konnte es nicht. Und so bebte der epiphanische Schlussvers „Du musst dein Leben ändern“ in mir nach. Über Tage, Monate und sogar Jahre. Und immer wieder, wenn ich mich an einem Scheidepunkt befand oder in Krisen hineingeriet, blitzte diese eigenartige Mahnung in meinem Bewusstsein auf. Irgendwie gespenstisch, noch ohne Ziel, aber mit ungebrochen starker Impulsivität. Erst mit der Zeit nahmen die poetischen Worte Gestalt an. Als tatsächlich Bücher, Filme, Bilder und eben mehr und mehr Gedichte zunehmend an Bedeutung in meinem Leben gewannen. Weder verstand ich anfangs Hölderlin noch George, ganz zu schweigen von Celan, bis sich sukzessive Wörter verbanden und Netze ergaben, in die ich mich fallen ließ oder die es mir ermöglichten, die Dinge neu zu ordnen.

Ich wurde erwachsen, stürzte mich in den Hochmut der Arbeit und des Geistes, stolperte, stand wieder auf, lernte zu lieben, zu verdrängen, zu hoffen und mitzufühlen. Zäsuren kamen unausweichlich und stets erneut das Postulat „Du musst dein Leben ändern“. Am intensivsten wirkten diese Worte, wenn ich noch nicht genau zu verbalisieren wusste, warum ich etwas ändern sollte

und in welcher Hinsicht. Das lyrische Ich in Rilkes Sonett jedenfalls begründet den Brückenschlag zwischen der Betrachtung eines Kunstwerks und dem manifesten Entschluss, dem eigenen Leben zu einem Wandel zu verhelfen, nicht. Aber gerade diese Leerstelle ist das magische Epizentrum der Dichtung. Man könnte auch vom „Dunkel des gelebten Augenblicks“ sprechen, mit dem Ernst Bloch jenen Moment des gegenwärtigen Erlebens bezeichnet, den wir im steten Vergehen der Zeit, zwischen Vergangenheit und Zukunft, kaum zu fassen vermögen. Es ist für ihn ein genuin utopisches Ereignis, insofern wir den Augenblick, obgleich wir es so sehr wollen, nie werden festhalten können.

Jene unbekanntenen Momente bemerken wir ebenfalls im intuitiven Erfassen eines Gedichts. Oft erscheint es uns zu Beginn unklar, es entzieht sich möglicherweise einer direkten Erschließung – und kann uns dennoch in Staunen versetzen, aus dem dann möglicherweise etwas ganz Neues resultiert. Genau jene Erfahrung macht meines Erachtens Rilkes Textsubjekt. Nachdem sein Blick voller Bewunderung von den „Augenäpfel[n]“, über die „Brust“ bis hin zur auch im Zentrum des Poems befindlichen „Mitte, die die Zeugung trug“, also von oben nach unten, gewandert

ist, kommt es zu einer Verlebendigung des eigentlich toten Materials. Im Konjunktiv bricht die Form regelrecht aus sich heraus, nämlich „wie ein Stern“, dessen Strahlen alles um und in uns erhellt. Und auf einmal wird das Objekt zum Betrachter und Letzterer zum passiven Adressaten: „denn da ist keine Stelle, / die dich nicht sieht.“ Wir alle kennen diese Erfahrung: dass wir ein Ding betrachten und es etwas in uns freisetzt. Kunst kann jedes Gefühl in uns evozieren: Ekel, Angst, Melancholie, Freude, Erhabenheit. Bevor wir rational begreifen, dass ein Werk möglicherweise dabei eine Aussage über uns trifft oder wir uns darin spiegeln, manifestiert sich zunächst immer erst ein affektiver Eindruck. Er ist der Beginn, er ist Ausdruck des Ästhetischen, das im Weiteren ein Nachdenken einleitet und im besten Fall sogar zu einer tiefen Veränderung in uns selbst oder unserem Verhältnis zur Welt führt. Auf den Punkt gebracht: Rilke zeigt, wie Ästhetik in Ethik umzuschlagen vermag, auch wenn der Inhalt von Letzterer uns allzu häufig anfangs noch nicht einsichtig ist. Der Punkt ist da, noch grau, noch fern, aber er ist da. Als ein Gedicht, das nicht Text bleibt. Das Gedicht tritt ins Leben und wir begeben uns zugleich in seine Räume hinein.

Poesie diesen Stellenwert zuzubilligen, bedeutet, in ihr mehr als nur eine Gattung zu sehen. Sie avanciert zur Lebens- und Wahrnehmungsweise. Dies bedarf natürlich einer Entscheidung: Will man mit Versen und Metaphern tagtäglich zusammenleben? Will man sie sich hersagen beim Spaziergehen oder mit ihnen einschlafen? Aber Gedichte sind auch ohne unser Zutun selbst findig und immersiv, sie suchen sich ihre Plätze in unseren Gedanken und erweisen sich als beharrliche, aber bereichernde Begleiter durch unseren zumeist unpoetischen Alltag. Sie veredeln ihn. Bei mir war das auch so. Ich nahm sie an, manche vergaß ich schnell, andere bewohnen mich noch heute. Sie sind zu meinen ganz eigenen Stimmen geworden, sodass ich sie kaum noch als Bündelung fremder Erfahrung ansehe.

Wer Lyrik jedoch allein auf einer intuitiven Ebene rezipiert, trägt ihrer wahren Ausdrucksfähigkeit nicht Rechnung. Ich begegnete ihr als junger Mensch naiv, sentimental, als geschulter Leser erfreute ich mich hingegen an ihrem arkanen Wesen. Beide Seiten lassen sich nicht per se gut miteinander verbinden. Die eine Herangehensweise strebt danach, sich einem Text emotional bedingungslos anzuvertrauen, ja, sich selbst aufzugeben, um der fremden, mithin unbekanntem Sprache

Raum zu gewähren. Die andere erfordert im Gegensatz dazu ein souveränes Ich, das bewusst in Distanz zum Werk tritt. Deswegen gibt es für mich bis heute keinen spannungsfreien Umgang mit der Poesie. Sie bleibt Bewegung, Dialektik, Widerspruch und Einladung gleichermaßen. Erkenntnisbildung braucht wohl auch exakt diese Wechselverhältnisse und Ruhelosigkeit. Was ich im Laufe der Jahre in der zeitgenössischen Dichtung beobachten konnte, habe ich nun in diesem Thesenband versammelt. Er versteht sich als Aufriss, mal eines Begeisterten, mal eines Kritikers. Die vorliegenden Essays sind getragen vom Bewusstsein, dass die Lyrik der Spätmoderne sich nicht mit einem Nischendasein abgibt, sondern berechtigterweise für sich den Rang einfordert, die bisweilen trostlos-entfremdete Gegenwart nicht nur zu begleiten oder nachzuzeichnen, sondern ihr ein visionärer Wegweiser zu sein.